

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 50 (1971)
Heft: 9

Artikel: Indira Gandhi und Indien
Autor: Mahn, Christina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-338406>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Indira Gandhi und Indien

Wie kaum einer anderen weiblichen Figur der Weltpolitik, hat das Schicksal Indiens Premierminister Indira Gandhi die Politik als Lebensaufgabe in die Wiege gelegt. Ihr Elternhaus war der Umschlagplatz revolutionärer Ideen, der Diskussionsort dafür, wie und wann man von Grossbritannien die Souveränität erreichen könnte und sollte. Der häufigste Gast im Hause des Vaters, Jawaharlal Nehru, war der Philosoph der Gewaltlosigkeit Mahatma Gandhi, der viele Kolonialgebiete in ihrem Unabhängigkeitskampf inspirieren sollte.

So ist es nicht verwunderlich, dass die kleine Indira, wie Augenzeugen berichten, im Alter von drei Jahren bereits feurige Reden an Puppen und Hausangestellte über den besten Weg, Grossbritannien die Treue zu kündigen, hielt. Später, im Schulalter, wiederholte das Kind diese Praktiken, was dem Vater sehr oft zum Verhängnis in Form von Inhaftierung wurde. Denn die Tochter hielt sich nicht mehr nur an ihre eigenen Ideen, sondern fing an, auszuplaudern, was sich im Elternhaus gegen die Kolonialmacht zusammenbraute.

Das Auf und Ab dieses politisch sehr engagierten Lebens hat viele Spuren hinterlassen. Indira Gandhi hat heute das Gesicht einer harten, sehr nüchternen und kühlen Frau, die ihre Falten und Fältchen mit einem gewissen Stolz trägt. So, als wüsste sie ganz genau, welche sie sich bei welcher Auseinandersetzung sozusagen als Trophäe zugelegt hat. Tiefbraune, ausgesprochen kalte Augen scheinen mit einer überlangen Nase in Konkurrenz darüber zu liegen, wer diesem Gesicht wohl das markantere Kennzeichen gibt. Seit dem 19. Januar 1966 ist diese Frau, die am 19. November 54 Jahre alt wird, Premier der an Bevölkerung grössten Demokratie der Welt. Sie hasst es, mit «Frau Premierminister» angedredet zu werden. Jeder respektiert das und vergisst brav das Wort «Mrs.», es sei denn, er wäre so intim mit ihr, dass er die Politikerin einfach mit «Mrs. Gandhi» anreden darf.

Fragt man die mächtige Frau heute, was sie auf den Weg aktiver Politik gebracht habe, so zitiert sie einen Brief, den ihr der Vater im Oktober 1930 aus dem Gefängnis geschrieben hat. Indira Gandhi war damals knapp 13 Jahre alt.

«Wie fasziniert bist Du doch gewesen, als Du zum erstenmal die Geschichte der Johanna von Orleans gelesen hast! Sofort hast Du voller Ehrgeiz gesagt, Du wolltest einmal so etwas tun wie sie . . . Ich will, dass Du Dich einem kleinen Test unterwirfst, wann immer Du wegen etwas, was Du gerne tun möchtest, in Zweifel bist. Es kann Dir helfen. Tue niemals etwas heimlich oder etwas, das Du vor anderen Menschen verbergen möchtest. Denn der Wunsch, etwas verbergen zu wollen, würde bedeuten,

dass Du Angst hast. Und Angst ist etwas Schlechtes, Deiner nicht würdig. Sei immer geradlinig, der Rest kommt von selbst!»

Dieser Brief des Vaters an die Tochter beweist, dass Indira Gandhi von Jugend an plante, in die Politik zu gehen, zu kämpfen, wie es Johanna getan hatte. Man darf sich heute mit einiger Berechtigung fragen, ob sie es auch ohne ihren Vater, auch ohne mit dem magischen Namen Nehru geboren worden zu sein, geschafft hätte. Nehru hatte von Gandhi «das einfache Leben und die Opferbereitschaft» als politisches Dogma übernommen. Indira erlebte es bei den Eltern mit. Diese und die Grosseltern waren so oft im Gefängnis, dass sie vollkommen auf sich selbst gestellt aufwuchs. Bevor sie die Schule absolvieren konnte, machte sie schon eigene Erfahrungen vom Leben hinter Gittern. Engländer fackelten nicht lange, wenn Heranwachsende politische Pamphlete verteilten! In den dreissiger Jahren kümmerte sie sich als Krankenschwester um die Verwundeten, die es bei den Aktionen gegen Grossbritannien gab. Niemals genoss sie eine richtige Erziehung, obwohl sie auch einmal in Oxford studierte. «Ich habe mehr vom Leben gelernt», sagte sie, «vom Kontakt mit grossen Geistern wie Tagore und durch Arbeit im Dienst des Volkes». Dabei lernte sie einen Mann kennen, der sie sehr beeindruckte. Und entgegen indischer Gepflogenheit, für junge Damen Ehen zu arrangieren, heiratete sie diesen Mann eigener Wahl, Feroze Gandhi, 1942, im Alter von 25 Jahren. Die Ehe wurde ein Opfer der Ehrgeizeigenschaft der jungen Frau; auch Indira Gandhi macht Freunden gegenüber keinen Hehl daraus, dass diese Gemeinschaft die meisten der 18 Jahre, die sie dauerte, ausgesprochen schlecht war.

Vielleicht lag es daran, dass Indira Gandhi auch die Pflichten der ersten Dame Indiens im Hause ihres zum Premier gewordenen, verwitweten Vaters, übernommen hatte. Mit 43 Jahren selbst verwitwet, zog Indira Gandhi 1960 ganz zu ihrem Vater und fing an, sich einen internationalen Namen zu machen. In Indien engagierte sie sich beim Aufbau eines Wohlfahrtssystems, organisierte die Frauen- und Jugendabteilung der Kongress-Partei und unternahm viele Reisen, allein oder offiziell als First Lady mit dem Vater.

Als sie zur Fraktionsvorsitzenden der Kongress-Partei im Parlament gewählt wurde, besass sie bereits den speziellen politischen Stil ihres Vaters, der bei jeder Gelegenheit seinen tiefen Glauben an die Einheit des indischen Volkes zum Ausdruck brachte. Sie sagte schlicht: «Ich danke denen, die für mich gestimmt haben, und auch denen, die gegen mich stimmten. Wenn Wahlen vorüber sind, ist es nur angemessen, dass Differenzen vergessen werden und alle zusammenarbeiten.» Sie hatte ihre Lektion gelernt und begriffen. «Mein Selbstverständnis war immer, eine Dienerin des Landes zu sein. Es gibt etwas in diesem Lande, das seine Einwohner trotz allen Analphabetentums und Rückständigkeit befähigt, mit den Aufgaben zu wachsen, wenn sie mit grossen Herausforderungen konfrontiert sind.»

Ihrer Ansicht nach basieren die Probleme des Landes nicht in einem Versagen politischer Konzepte, sondern auf der Verzögerung bei deren Ausführung. «In der wirtschaftlichen Entwicklung und auf anderen Gebieten nationaler Aktivität gibt es einen zu krassen Unterschied zwischen Vorhaben und Ausführung. Um diesen krassen Unterschied zu überbrücken, sollten wir sehr kühn die weitreichendsten Veränderungen in der Administration unternehmen, die vielleicht erforderlich sind.»

Sie muss mit der Vergangenheit Indiens fertig werden, weil die Zukunft auch in diesem traditionsverbundenen Lande begonnen hat. So wird sie nicht müde, gegen Reste der Tradition, die keinen Platz im 20. Jahrhundert haben, anzugehen. Oft wiederholt sie diese Worte: «Wissenschaft besiegt Überheblichkeit. Zu behaupten, alles Alte habe einen unbezweifelbaren Vorrang, ist überheblich. Die Behauptung, manche Rassen, Religionen oder Kasten seien anderen überlegen, ist überheblich. Der Glaube, ein Gedankensystem, das zu einer historischen Situation passte, habe universelle Gültigkeit, ist Überheblichkeit. Auf der anderen Seite ist die Wissenschaft, die auf Veränderung angelegt ist. Aus verschiedenen Gründen fasst diese traditionsbegründete Überheblichkeit neu Fuss, findet neue Unterstützung. Ohne die Hilfe von der Wissenschaft sehe ich geringe Hoffnung, den Virus religiösen Hasses und Fanatismus' zu bekämpfen. Wissenschaftler und Technologen sollten es sich zu ihrer Aufgabe machen, die Herausforderung der Wissenschaft so sehr zu verbreiten, dass unser Marsch nach vorne in die Zukunft nicht durch die Unkenrufe der Überheblichkeit blockiert werden kann.»

Politiker mit einem Hang zum realistischen Sarkasmus haben oft gesagt, Indien könne nur von dem saniert werden, der es wage, die heiligen Kühe abzuschlachten. Nun, Frau Gandhi lässt den Hindu-Anhängern die heiligen Tiere. Wer möchte schon gern bei dem verbreiteten Glauben an Seelenwanderung die Aufforderung zum Abschlachten der Grosseltern geben? Teile dieses Problems löst man, indem man die heiligen Tiere als Schlachtvieh exportiert. Doch angesichts der hungernden, bettelnden Kinder erinnert man sich unwillkürlich daran, dass nicht nur diese Nutztiere heilig sind, sondern auch Ratten. Und, kennt man einen gewissen Bericht der UNO-Abteilung FAO (Rom) vom Jahre 1968/69, fällt einem angesichts dieser Hungernden auch ein, dass Weizenspenden aus Industrienationen von Rattenarmeen gefressen werden, da die Silos der heiligen Ratten wegen nicht mit Vernichtungsmitteln geschützt werden dürfen . . .

Premierminister Gandhi beklagt sich in jüngster Zeit sehr oft, dass das Interesse, Kapital von ausserhalb in Indien zu investieren, stark nachgelassen hat. Sie vergisst dabei ihr eigenes Konzept von harten sozialistischen Massnahmen, zu der die Verstaatlichung der Banken, Versicherungen und wichtigsten Industriezweige gehören. Sie ist sehr emotionsgeladen. Berechtigt, wenn sie die Politik des Vatikans «auf die Schippe nimmt» und sich darüber beklagt, dass Seminare über Geburtenkontrolle zu zwei Drit-

teln von Nonnen besucht werden. Die Damen des geistlichen Standes pflegen aus ihren Gewändertaschen Literatur von Mahatma Gandhi herauszuholen, «der ja die Staatsphilosophie entworfen, über Geburtenkontrolle jedoch kein Wort verloren hat». Er lebte ja auch nicht lange genug in die Jahre der Unabhängigkeit hinein, so Frau Gandhi, um mitzubekommen, dass Unaufgeklärte Jahr für Jahr Indien mit einem riesigen Bevölkerungszuwachs von dem Ausmass der Einwohner Australiens belasten! Unberechtigt emotionell wird Indira Gandhi, wenn sie nichtsahnend nach einer eigenen Rede nicht die Höflichkeit besitzt, sich die Sprecher der ein Drittel des Parlaments vertretenden Oppositionspolitiker anzuhören, sondern laute Gespräche beginnt. Mit Ministern, dem eigenen Referenten. Dann liest sie Zeitung, löst das Kreuzworträtsel der «Times», scherzt und lacht. Verlässt das Parlament, weil sie die Meinung anderer Parteien zum Problem Ostpakistans nicht zu interessieren scheint. Emotionell auch dann, wenn sie ohne Absage bei Präsident Nixon fernbleibt, der Staatschefs anlässlich der 25-Jahr-Feier der Vereinten Nationen ins Weisse Haus einlädt, weil Amerikas Botschafter an dem Tag verschlief, als sie New Delhi verliess, und ihr deshalb nicht zum Abschied die Hand im Morgengrauen drückte.

Sie liebt es nicht, wenn man sie als Frau mit dem Amt indentifiziert und ist sicherlich die prominenteste Emanzipierte. In der Aussenpolitik weicht sie nicht von der Linie ihres Vaters Nehru ab. Wie er, so steuert auch sie den Kurs der Blockfreiheit zwischen den Supermächten. In regelmässigen Abständen besucht sie Moskau, Kairo und Belgrad, bemüht sich um ein Auskommen mit Rotchina. Es spricht für den Erfolg dieser Unabhängigkeitspolitik von Ost und West, dass ihre Gegner im eigenen Lande sie je nach Lager als zu westlich orientiert und gleichzeitig als zu moskauhörig bezeichnen.

«Die neuen unabhängigen Entwicklungsländer werden Objekte für Druck und Spannungen bleiben, bis sie einen minimalen Grad von Entwicklung und ein Stadium automatischen Wachstums erreicht haben werden», lautet ihre Philosophie über die Problematik der Habenichtse auf dem Erdball.

Sie möchte gern die Mutter der Nation sein, obwohl das eine feminine Rolle ist. So preist die Literatur über Frau Gandhi ihr Fortführen einer Gepflogenheit des Vaters: Morgen für Morgen eine öffentliche Audienz im Garten ihrer Residenz. «Jeder kann kommen. Und sie kommen aus allen Teilen des Landes, um ihre Bitten und Probleme vorzutragen.» So etwas reizt. Man stelle sich einen europäischen Staatschef Tag für Tag mit einem «open house» vor! So etwas verlockt dazu, beobachtet zu werden. Und man ist bitter enttäuscht. Die Ärmsten der Armen werden nicht vorgelesen. Jeder muss Bitten schriftlich fixieren. Und welcher Mann, der buchstäblich mit dem Wanderstab die Reise nach New Delhi macht, um Mutter Indira zu sehen, bringt in dem Tuch, in dem er seine Siebensachen

hat, schon Papier mit? Die Baracke, in der sich Besucher anmelden müssen, verteilt das nicht. Ein alter Einäugiger, dem die Fetzen um die Beine hängen, wird angewiesen, in drei oder fünf Tagen wiederzukommen. Der Mann ist aus Bombay. Sicherlich wird er auf einem Rasen – sofern noch irgendwo ein Plätzchen frei ist – kampieren, um nicht sinnlos einen Subkontinent durchreist zu haben. Eine Alte kann sich nicht mehr an den Vornamen ihres Vaters erinnern. Und der muss in den «Passierschein», ob Papa nun noch lebt oder nicht. Auch bei Journalisten aus dem Ausland: «Tochter des Friedrich, verstorben 1953.» Bürokratie muss sein. Natürlich wird man auf Waffen abgeklopft. Pakistan will sie beiseite schaffen, heisst es. Handtasche wird abgenommen. «Alles Wichtige herausnehmen!» So trägt man dann Reisepass, Geld, Flugtickets, wie vorgeschrieben, in den offenen Händen zur Audienz, zu der alle kommen dürfen, laut Werbeagentur, die sich das Entwicklungsland Indien in jedem Lande, in dem es mit einer Botschaft vertreten ist, leistet. Man muss sitzen, auch wenn unter einem Ameisen ihrem Alltag nachgehen. Stehen gibt es nicht. Vier Gruppen warten auf dem Rasen auf den/die Premier. Sie kommt. Bringt nervös die Falten des Sari in Ordnung, streift sich laufend eine graue Strähne aus der Stirn. Kein Lächeln. Nicht für die Frauengruppe, die sofort nachdem Indira Gandhi sie abgeschritten hat, von Wachen aus dem Park befördert wird. Ein Sonntagmaler überreicht ein Porträt, «Unsere Indira» betitelt. Sie gibt es ohne einen Blick darauf zu werfen, dem Sekretär weiter. In Ungnade fällt der Diensthabende aus der Wachbaracke, als ein Gast sich als Pakistani entpuppt und eine unangemeldete Resolution einer Studentengruppe für die Anerkennung von Ostpakistan als unabhängigen Staat überreicht. Es scheint ihr lästig, diese Tradition des Vaters fortzusetzen.

Sicherlich hat das Leben sie so hart gemacht, wie sie sich gibt und vielleicht sogar hundertprozentig ist. Ist das Erbe des grossen Vaters zu gross? Sie glaubt, die Fussstapfen füllen zu können. Wie sie selbst meint, der Mandatzahl wegen, die ihre Partei, die Kongress-Partei, bei den Wahlen im März erhalten hat.

Jemand sagte, es gäbe einen Unterschied in ihrem Gehabe zwischen Wahlkampfzeiten und den anderen. Das haben wohl alle Politiker gemeinsam. Und so verlässt man New Delhi in der Hoffnung, dass die Armen, die Hunderte von Kilometern kommen, um Frau Gandhi zu sehen, im nächsten Wahlkampf mehr Glück haben. Denn dann liebt sie sicherlich wieder rührselige Photos mit Einzelszenen und Massenkundgebungen.

Eines verkörpert sie sicherlich auch für diejenigen, die enttäuscht in der Baracke kehrtmachen müssen. Die Hoffnung. Es ist populär und notwendig, die Reichen zu enteignen, ihr Land und ihre Habe zu verteilen. Doch in ihrem speziellen Konzept von Demokratie und Sozialismus darf Indira Gandhi nicht so weit gehen, die Menschen abzuschrecken, die bereit sind, in die Zukunft Indiens zu investieren. Die Quittung für ihr halb-kommunistisches Programm aus dem letzten Wahlkampf hat sie bereits bekom-

men. US-Konzerne, die Tausenden Arbeit hätten geben können, verlassen das Land, ohne geplante Projekte auszuführen. Und selbst jetzt, nachdem sie Einschränkungen besagten Programmes verkündet hat, dürfte es schwer für sie sein, das Vertrauen dieser Kreise, die jedes Entwicklungsland so dringend braucht, wiederzugewinnen.

Bei allen rechtsradikalen Kundgebungen gegen die Entspannungspolitik der Regierung Brandt fällt die geringe Teilnahme der jungen Generation auf. Natürlich gibt es junge militante Neonazis. Aber sie sind eine kleine Minderheit innerhalb der jungen Generation. Auch die in der Bundesrepublik aufgewachsenen Kinder der Vertriebenen wollen, von Ausnahmen abgesehen, das gespenstische Treiben ihrer unbelehrbaren Eltern nicht mehr mitmachen. Sie fehlen auf den Vertriebenenkundgebungen, weil sie sich als Bürger der Bundesrepublik fühlen und keine Beziehung mehr zu jenem «deutschen Heimatboden» haben, der längst polnisch oder tschechisch geworden ist.

Josef Hindels in «Die Zukunft»
